

Niemand ist eine Insel, in sich ganz.
Jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents,
ein Teil des Festlandes.
Wenn eine Scholle ins Meer gespült wird,
wir Europa weniger,
genauso als wenn's eine Landzunge wäre,
oder ein Landgut deines Freundes
oder dein Eigenes.
Jedes Menschen Tod ist mein Verlust,
denn ich bin Teil der Menschheit.

Dieses Gedicht von John Donne, titelgebend für die Ausstellung, ist Anfang des 17. Jhd. geschrieben, also vor etwa 400 Jahren. Es könnte auch heute geschrieben sein, bzw. erschließt sich aus der heutigen Situation genauso stimmig.

Offensichtlich ist das Thema von Individuum und Gemeinschaft und wieviel davon jeweils notwendig ist, ein immer aktuelles, d.h. ein nie vollständig geklärtes und auch nicht vollständig klärbares. Jede Epoche hat sich mit der Frage wieviel Individualität eine Gesellschaft verträgt und wieviel Gemeinschaft sie braucht (oder umgekehrt) auf ihre jeweilige Art beschäftigt.

Und es nimmt nicht Wunder, dass die Vergleiche, auf die zurückgegriffen wird, sehr häufig aus dem Bereich des Bodens, des Grundes, auf dem wir buchstäblich stehen stammen: Der Kontinent, die Insel, das Festland, die Scholle und das Dazwischen – das Meer, wild, verschlingend, unberechenbar.

Der Kontinent steht bei Donne für ein gemeinsames Kontinuum, für einen gemeinsamen Zusammenhang, in dem es auf *alles* ankommt, in dem alles was *ist*, seine Bedeutung hat. Nicht abstrakt, sondern leibhaftig im Sinne eines unverzichtbaren Anteils am Ganzen.

In diesem Sinne könnte man Donne erweitern und sagen:

Jedes Wesens Tod ist mein Verlust,
denn ich bin Teil des Kosmos.

Würde diese Sichtweise auf einer fundamentalen Ebene wirklich ankommen, könnten neue Formen der Solidarität, des Mitgefühls, des Sich-umeinander-Kümmerns entstehen, die dem Wunsch nach Individualität nicht entgegenstehen müssten.

Alles hängt zusammen, alles, was *ist*, ist unverzichtbarer Anteil am Ganzen. Die Unverzichtbarkeit des Einzelwesens *ist* im besten Fall das Kontinuum, auf das sich die Gemeinschaft bezieht.

Der Soziologe Richard Sennett schreibt, dass "die Erfahrung einer zusammenhanglosen Zeit" und ich

würde hinzufügen, die Erfahrung von Zusammenhanglosigkeit schlechthin, „die Fähigkeit der Menschen [bedrohe], ihre Charaktere zu durchhaltbaren Erzählungen zu formen.“... Also genau die eigene Unverzichtbarkeit der Gemeinschaft hinzuzufügen und die der anderen zu empfangen.

Es geht also sehr wesentlich um durchhaltbare Erzählungen, die Zusammenhang stiften. Damit wir nicht auf unserer Inseln vereinsamen und uns im Zusammenhanglosen verlieren.

Umgekehrt ist es aber vielleicht auch so, dass, je mehr ein Individuum sich tatsächlich entwickelt hat, desto mehr Möglichkeiten bietet es den anderen, anzudocken. Ich würde mich sogar zu der Formel hinreißen lassen: „Je größer die wirkliche individuelle Entfaltung des Einzelnen, desto größer die Möglichkeit zu echter Gemeinschaft, je ausgeprägter ein komplexer Gemeinschaftssinn aller Lebewesen, desto größer die Möglichkeiten individueller Potentialentfaltung.“

Ich will jetzt nicht zu weit abschweifen, sondern mich von diesem Ausgangspunkt ausgehend den Arbeiten der ausstellenden Künstlerinnen zuwenden.

Der Ausgangspunkt ist also die Frage, wie kann es gelingen, dass wir unser aller Inselbedürfnis, unser Bedürfnis, ein Individuum, ein Unteilbares zu sein, mit dem Wunsch und der Notwendigkeit verbinden, unser Aufeinander-Bezogen-Sein und unser gegenseitig Aufeinander-Angewiesen-Sein anzuerkennen und zu leben?

In der Pandemie, in der viele der gezeigten Arbeiten entstanden sind, WAREN wir alle unsere eigene Insel. Nur scheinbar waren alle in derselben Situation. In Wirklichkeit aber haben die Einschränkungen jeden und jede völlig anders getroffen.

Für mich ist die Ausstellung von Cholud Kassem, Kira Fritsch, Geraldine Frisch und Stephanie movall das interessante Experiment, trotz oder gerade aufgrund der herausfordernden Situation für Individuum UND Gemeinschaft während der letzten beiden Jahre, ein Ausstellungskonzept zu präsentieren, in dem ein gemeinsames Anliegen sowohl als Gruppe formuliert und gezeigt wird, als darin auch die Arbeit jeder einzelnen Künstlerin ganz autonom zur Erscheinung kommen kann.

Das zweite gemeinsame zentrale Thema ist – zumindest in meinen Augen – die Erinnerung oder Wiedererinnerung oder – griechisch - anamnesis: im Sinne einer Erinnerung an das und als das, was uns alle miteinander verbindet: Die Möglichkeit, Geschichten zu erzählen, UNS gegenseitig Geschichten zu erzählen, über uns, unsere Geschichte, die Geschichte von anderen oder anderem. Die Erinnerung also als Festland, Küste oder zumindest Inselgruppe, als etwas, das uns alle miteinander in Kontakt bringt.

Dabei unterscheide ich hier zwei Herangehensweisen, die eine – vertreten von Stephanie movall und Geraldine Frisch - bringt das Material zum Sprechen und erschließt von dort die Erinnerung, die andere – repräsentiert von Kira Fritsch und Cholud Kassem - bringt die Erinnerung selbst zum

Sprechen und übersetzt sie ins Material.

...

Stephanie movall, überprüft in ihren act beings verschiedene (durchaus archaische) Materialien wie Eis und Fell hier vor allem im Hinblick darauf, wie sich die Materialien bei mehr oder auch weniger aktivem Eingriff von außen verhalten und wie sich dabei unser Kontaktempfinden, bzw. das der Performerin verändert.

...

Auf der gemeinsamen Videoinsel sehen wir Stephanie movalls Performerin, die mit Watte und Eis umgeht, eine Frau, Kira Fritsch, die eine Suppe löffelt, Geraldine Frischs Kunstfigur, die eine Verkehrsinsel in Besitz nimmt und Cholud Kassem's Gegenüberstellung von Familienfotos aus verschiedenen religiösen Kontexten mit Bildern und Objekten aus ihren verschiedenen Serien.

Stephanie movalls Performerin agiert mit extrem unterschiedlichen Elementen bzw. Materialien gleichzeitig, erforscht, was passiert, wenn Watte und Eis aufeinandertreffen, lässt die Kälte, das Schmelzen, die fedrige Konsistenz der trockenen Watte, die Schwere, Unförmigkeit der durchtränkten Watte körperlich wahrnehmbar werden. Assoziationen von schmelzenden Gletschern und Austrocknung entstehen, es überlagern sich innere Bilder von Überschwemmung, Kälte, Trockenheit, werden ganz real, ganz gegenwärtig.

...

Natürlich ist es schier unmöglich, in der kurzen Zeit, die hier zur Verfügung steht, vier Künstlerinnen auch nur annähernd gerecht zu werden, was ich aber dennoch versuchen möchte ist, für alle noch kleine Gedankenwolken zu entwickeln, die sich dann hoffentlich miteinander verbinden und zu weiteren Gesprächen einladen.

...

Bei Stephanie movall interessiert mich die Gegenüberstellung der lebenden Schafe mit den Bildern der Schafsfelle. Vor allem auch, was sie „Kontaktaufnahme mit dem begehrten Fell“ nennt, d.h. Kontaktaufnahme mit dessen ‚Geschichte‘, die ja vor allem auch die Geschichte des lebendigen und irgendwann toten Schafs ist, die meist völlig unberücksichtigt bleibt oder schlicht nicht interessiert.

Das Fell gehört zum Schaf, ist dessen Haut und ist gewesener und über den Tod des Schafs hinaus bewahrter Schutz und bewahrte Wärme, die nun uns zugutekommt.

„Sind wir in Kontakt mit dem, was wir begehren?“, fragt movall und mir fällt dazu die Geschichte eines indigenen Stammes in Nordamerika ein, die mir ein Freund kürzlich erzählte. Dort gab es einen Geschenk- und Tauschverkehr unter den verschiedenen Stämmen und es konnte kein wichtiger Gegenstand den Besitzer wechseln, ohne dass nicht die gesamte Geschichte des Gegenstands plus der Geschichte der bisherigen Besitzer hätte erzählt werden müssen. Manchmal dauerte dies Tage, je nach Alter des Gegenstands und Anzahl der bisherigen Besitzer. Es gab wohl auch den Moment, an dem keine Geschichte mehr Platz hatte, dann wurde der Gegenstand im Meer versenkt. Das Erzählen war unerlässlich, da man sonst den Eindruck gehabt hätte, dem Transfer, dem Ding und dessen Besitzern nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu erweisen oder gar die Katze im Sack zu kaufen. So gesehen sind wir heute erstaunlich naiv beim Tauschen und Besitzen. Stephanie movall fordert diese Erzählung der Geschichten heraus, befragt die „Geschichte des Fells“ in ihrer Arbeit und schönerweise ist heute auch die Schäferin und Züchterin der abgebildeten Schafe anwesend, Verena Hausmann, die Hüterin der Geschichten der Schafe und deren Felle, die sie buchstäblich bis in ihre Einzelheiten erzählen kann. Die Rückseite der Schafsfelle erinnert an unsere Haut. Verletzlich, ausgesetzt. Was ist Haut? Was bedeutet diese Grenze? In den act beings agiert die Performerin teils Haut an Haut mit den Fellen ... Was teilt sich in diesen Berührungen mit? Welche Erinnerungen kommen auf?

No man is an island,
Entire of itself.
Each is a piece of the continent,
A part of the main.

Auszug aus der Rede von Claudia Pescatore zur Eröffnung der Ausstellung „no human is an island“, 2022, Haus 10 Kloster Fürstenfeld